

II.C.18. „Phänomenologie des Wollens und *Ordinary Language Approach*“

Der deutsche Text wurde veröffentlicht in:

Helmut Kuhn/Eberhard Avé-Lallemant/Reinhold Gladiator (Hg.), *Die Münchener Phänomenologie. Vorträge des Internationalen Kongresses in München* 13. – 18. April 1971 (Phaenomenologica 65), Den Haag, Martinus Nijhoff, 1975, S. 106-124.

Es handelt sich um die deutsche Übersetzung von:

„Phénoménologie du vouloir et approche par le langage ordinaire“, den Ricœur auf Französisch erst später veröffentlichte in: Herbert Spiegelberg/Eberhard Avé-Lallemant (Hg.), *Pfänder-Studien* (Phaenomenologica 84), Den Haag/Boston/London, Martinus Nijhoff, 1982, S. 159-177.

Die deutsche Übersetzung stammt von Alexandre Métraux (geb. 1945).

An dem Kongress zur Münchener Phänomenologie, der vom 13. Bis zum 18. April 1971 stattfand, nahmen mit Vorträgen neben den beiden ersten Herausgebern auch der Theologen Wolfgang Trillhaas (1903-1995) sowie die Philosophen Hans Kunz (1904-1982), Bernhard Waldenfels (geb. 1934), Josef Seifert (geb. 1945), Balduin Schwarz (1902-1993), Alexandre Métraux (geb. 1945), Guido Künig (geb. 1933) und Helmut Plessner (1892-1985) teil. Der Beitrag setzt die Untersuchung des Münchner Phänomenologen Alexander Pfänder (1870-1941; Professor in München von 1908 bis zur Emeritierung 1935) vornehmlich mit den Arbeiten von Elisabeth Anscombe (1919-2001), Stuart N. Hampshire (1914-2004) und Abraham I. Melden (1910-1991) in Verbindung.

Paul Ricoeur

PHÄNOMENOLOGIE DES WOLLENS UND ORDINARY LANGUAGE APPROACH

Ziel meines Referates soll eine Würdigung der beiden Abhandlungen Alexander Pfänders, *Phänomenologie des Wollens* (1900) und *Motive und Motivation* (1911), sein. Wie mir scheint, wird ihnen durch eine Wiederbelebung in der heutigen Zeit größeres Lob zuteil werden als durch eine archäologische Behandlungsweise. Wiederbelebung ihres Sinnes in der heutigen Zeit heißt, von einem anderen, der Phänomenologie entschieden äußerlichen philosophischen Horizont ausgehen und zeigen, auf welchen Wegen diese andere Betrachtungsweise zur Phänomenologie zurückführt. Der andere philosophische Horizont soll für uns heute die auf das Problem des Handelns angewandte Philosophie der normalen Sprache (Ordinary Language) sein. Tatsächlich haben die *Philosophischen Untersuchungen* (besonders die §§ 611 bis 660), Ludwig Wittgensteins zweites großes Werk, zu einer Fülle von Schriften über jene Formen des Sprechens Anlaß gegeben, in denen der Mensch sein *Tun sagt*, – sei es, um es zu beschreiben, – sei es, um es einem anderen mitzuteilen, – sei es, um einen Wunsch oder einen Befehl auszudrücken, – sei es, um es durch Motive und Gründe zu erhellen und zu rechtfertigen, oder schließlich, um eine unmittelbare Absicht oder ein fernes Ziel kundzutun.

Dieses *Sagen des Tuns* bildet das zentrale Thema dieser Philosophie der Handlungsäußerung. Nach einer zusammenfassenden Darstellung der Arbeiten dieser Schule möchte ich zeigen, daß die Sprachanalyse – ohne die Phänomenologie zu ersetzen oder ihr als Rivalin auf dem gleichen Gebiet entgegenzutreten – das *Erfordernis* einer Phänomenologie als Begründung der normalen Sprache deutlich macht. Sprachanalyse und Phänomenologie befinden sich meines Erachtens nicht auf der gleichen Ebene: die erste steht auf der Ebene der Aussagen, die zweite auf jener des

Erlebnisses oder, genauer, des Erlebnissinnes. Jene stellt dieser einen Ausdrucks- und Artikulationsbereich zur Verfügung, diese hingegen liefert jener einen Konstitutions- und Fundierungsbereich. Am Ende dieses Nachweises werde ich auf einige Themen Alexander Pfänders zurückkommen, um deren erstaunliche Aktualität sichtbar zu machen.

I. Teil

Die Schule der Ordinary Language-Philosophie scheint bei erster Überprüfung sehr anti-phänomenologisch eingestellt zu sein. Für die Philosophen von Oxford und Cambridge fußt die Phänomenologie auf Anschauungen, die ein Subjekt aus seinem privaten Erlebnisbereich schöpft. Nun können sich diese Anschauungen nicht aussagen lassen, weil sie auf ostensive private Beschreibungen zurückgreifen müßten, die in Wirklichkeit parasitäre Derivate der öffentlichen Aussagen über öffentliche Gegenstände sind. Wie man (private) Empfindungen lediglich anhand von (öffentlichen) Gegenständen benennt, können (private) Absichten nur aufgrund von Handlungen (die öffentlich sind) bezeichnet werden. Eine Untersuchung der Aussagen hat, im Gegensatz zu einer vermeintlich beschreibenden Wissenschaft der Erlebnisse, den Vorteil, unmittelbar von solchen Formen der Rede auszugehen, in denen die Erfahrung sich organisiert. Statt also der Wesensanschauung des Erlebnisses zu vertrauen, beruft man sich auf die Kodifizierung der Erfahrung in ihrem Sich-Äußern und verläßt sich auf die bemerkenswerte Eigenschaft der normalen Sprache, sowohl die Erfahrung zu artikulieren als auch die adäquatesten Ausdrücke, die feinsten Unterscheidungen, die für die verschiedenartigsten Umstände menschlichen Tuns angebrachtesten Wendungen dank einer Art von natürlicher Selektion in sich aufzunehmen. Als Behälter und Thesaurus des besten Sprechens eröffnet die normale Sprache den sichersten Zugang zum Problem des menschlichen Handlungssinnes.

Die Beiträge der Sprachphilosophie zur Untersuchung des Handelns lassen sich in drei Gruppen unterteilen. Sie stellen alle, obzwar unter jeweils verschiedenen Vorzeichen, eine Analyse der Aussagen dar. In diesem Sinne können sie unter dem allgemeinen Titel der *Linguistic Analysis* zusammengefaßt werden. Doch

ist es nicht einerlei, ob man die Begriffsanalyse der Ausdrücke „Absicht“, „Motiv“, „Ziel“ usw. durchführt, – oder ob man die verschiedenen Formen der Sprechakte einer Beschreibung, eines Wunsches, eines Befehls, einer Absichtserklärung unterscheidet, – oder ob man schließlich die verschiedenen Formen der Argumente klassifiziert, die die verschiedenen Handlungsstrategien regeln. Die Stufe des Begriffes, des Satzes und der Äußerung bilden drei verschiedene operative Stufen einer Sprachanalyse des Handelns.

A) Die eigentliche Begriffsanalyse überwiegt bei E. Anscombe (*Intention*), Hampshire (*Thought and Action*) und A. I. Melden (*Free Action*). Nehmen wir als Beispiel den Begriff der Absicht bei E. Anscombe. Sein Sinn läßt sich auf drei Kontexte verteilen, in denen „*it makes sense*“. Entweder sage ich „Ich habe die Absicht, dies oder jenes *zu* tun“, – oder ich sage „Ich habe dies *absichtlich* getan“, – oder ich sage schließlich „Ich tue dies *in* der Absicht zu ...“. Diese drei kontextuellen Gebrauchsmöglichkeiten entsprechen genau bestimmten Äußerungssituationen, in denen diese Sätze gesprochen werden als sinnvolle Antworten auf Fragen wie „Was tun Sie da“? „Warum?“, „Wozu?“. Ein Ausdruck wird immer in einem „Sprachspiel“ als sinnvoller ausgesprochen und als solcher aufgefaßt, in einem „Sprachspiel“, in welchem die Form einer Antwort mit der Form einer Frage korrespondiert. In diesen verschiedenen Sprachspielen wird die Absicht nicht wie eine in der Seele verborgene *ens mentalis*, die die Rolle einer psychischen Ursache einer physischen Bewegung spielt, sondern als das Kennzeichen der Handlung selbst verstanden, wodurch sich diese letztere von der Bewegung als einfacher physischer Bewegung unterscheiden läßt. In den drei Ausdrücken „Die Absicht zu ...“, „Absichtlich“ und „In der Absicht zu ...“ wird die Handlung genannt und gerade wegen ihres Bezuges *zur* Absicht verstanden. Folglich ist der Unterschied zwischen einer Handlung und einer Bewegung der normalen Sprache durchaus bekannt. Die Bewegung ist eine physikalische Wirklichkeit, deren Erklärung auf Begriffe wie „Energie“, „Spannung“, „Entladung“ verweist. Der Begriff der Handlung hingegen steht in einem vielfältigen Bezug zu einem ganzen Begriffsnetz, in dem „Absicht“ einen der Knotenpunkte bezeichnet und in dem bedeutsame Ausdrücke wie „Motiv“, „Ziel“, „Agens“, „Mittel“, „Zweck“ usw.

auftreten. Nach der Bedeutung eines dieser Begriffe fragen, heißt, seinen Ort innerhalb dieses Netzes suchen und die Bedeutungsinterdependenz aller Begriffe dieses Netzes zueinander sichtbar machen. Wenn es um eine Handlung geht, dann geht es um eine Absicht, um ein Motiv und um einen Agens usw. Der Verweis einer Bedeutung auf eine andere konstituiert das „Sprachspiel“ der Handlungsäußerung, im Gegensatz zum „Sprachspiel“ der Bewegungsäußerung.

Unter allen internen Verknüpfungen dieses Netzes ist die bemerkenswerteste sicherlich jene, durch die Absicht und Motiv zueinander in Beziehung gebracht werden. Gerade sie hat Pfänder in seinem Aufsatz von 1911 betrachtet (wie ja auch der Versuch von 1900 in eine Parallele zur Analyse der Absicht bei Anscombe, Hampshire und Melden zu setzen wäre). Die Verknüpfung von Absicht und Motiv ist die engste aller in der normalen Sprache vorkommenden Verknüpfungen, weil die Frage „Was?“ („Was tun Sie?“), die durch Äußerung einer Absicht beantwortet wird, anhand der Frage „Warum?“ expliziert werden kann, die ja durch die Äußerung eines Motivs beantwortet wird. E. Anscombe schreibt: „Absichtshandlungen sind solche, auf die die Frage „Warum?“ paßt, sofern diese Frage in einem besonderen Sinn aufgefaßt wird, der folgendermaßen umschrieben werden kann: die Frage ist sinnlos, wenn die Antwort eine Evidenz angibt oder eine Ursache feststellt“; sinnvoll ist sie jedoch, wenn die Antwort ein Motiv im Sinne von „*reason for* . . .“ geltend macht. Die Handlung hat folglich den Sinn einer Absicht, wenn ich eine Beziehung zu einem Motiv herstellen kann, das nicht als Ursache, sondern als Grund verstanden wird. So läßt sich das Begriffsnetz ergänzen: zum Gegensatzpaar Handlung/Bewegung tritt nun dasjenige von Motiv und Ursache hinzu. Eine Ursache ist tatsächlich¹ ein Ereignis ohne logische Beziehung zur Wirkung. Eine Ursache kann unabhängig von der Wirkung existieren; – ja, ihr Sinn setzt keinerlei Erwähnung ihrer Wirkung voraus. Anders steht es mit dem Motiv, das Motiv *dieser* Handlung *da* ist, also seiner Bedeutung gemäß zum Sinn der Handlung selbst gehört. Um genauer zu sein: es ist die Funktion einer wichtigen Gruppe von Motiven – nämlich jener, in denen weder ein vergangenes Ereignis noch etwas Zukünftiges erwähnt wird –, die Handlung

¹ Zumal in dem durch diese Philosophen immer vorausgesetzten Humeschen Sinne.

zu deuten, sie anderen und sich selber verständlich und klar zu machen. Diese Motive erlauben es, die Handlung *als* dieses oder *als* jenes zu betrachten; deswegen können sie einer Klasse oder einem Typus zugewiesen werden, von denen der Angesprochene ein vorgängiges Verständnis besitzt.

Eine andere Verknüpfung müßte eingehender behandelt werden: sie betrifft die Zuschreibung einer Handlung zu einem Handelnden, der identifiziert werden kann als derjenige, der andere Handlungen vollzogen hat und die Verantwortung dieser Handlung übernimmt. Die Sprache der Zuschreibung ist von größtem Interesse, und zwar nicht nur in der moralischen oder juristischen, sondern auch in der normalen Sprache, die die Beziehung der Handlungszeitwörter zum persönlichen Subjekt ohne weiteres versteht. Hier wiederum springt die Parallele zu A. Pfänder in die Augen, der „das Bewußtsein des Wollens im engeren Sinne“ ausdrücklich durch den „Glauben an die Möglichkeit der Verwirklichung des Erstrebten durch eigenes Tun“ bestimmt hat (77).

Doch will ich mich nicht länger bei dieser ersten Gruppe von Abhandlungen aufhalten, die unter jeweils anderen Vorzeichen dem Umkreis der Begriffsanalyse zugehören. Lediglich zwei Fragen möchten wir hervorheben, dank denen wir später die Autonomie und Selbstgenügsamkeit einer bloßen Analyse der normalen Sprache in Zweifel ziehen können. Was gestattet uns zu sagen, daß diese aus der normalen Sprache geschöpften Bedeutungen keine sprachlichen Zufälligkeiten oder Eigentümlichkeiten der englischen Sprache darstellen, und ferner, daß sie nicht zufällig, sondern notwendig und, wenn ich so sagen darf, unumgänglich sind? Andererseits: in welchem Sprachspiel spricht der Philosoph, wenn er die Alltagssprache analysiert? Beide Fragen hängen zusammen, denn um die Gewißheit zu erlangen, daß das sichtbar gemachte Netz wirklich das kategorische Netz menschlichen Tuns darstellt, müßte der Philosoph selber das *Transzendente* der normalen Sprache aussprechen; – mit anderen Worten: er müßte dieses *Transzendente* auf einer anderen Ebene als derjenigen der normalen Sprache konstituieren. Doch werden wir später auf diese Fragen zurückkommen.

B) Die zweite Gruppe von Untersuchungen betrifft die *speech-acts*, d.h. die Satzstruktur, in die Absichts- und Handlungsbe-griffe eingeflochten werden. Die inzwischen berühmt gewordene

Deutung der performativen Aussagen durch Austin in *How to do Things with Words* ist kennzeichnend für diese zweite Gruppe von Untersuchungen über die Handlungsäußerung. Was der Psychologe „Wollen“ nennt, drückt sich sprachlich nicht nur in einem Begriffsnetz, in dem Absicht und Motiv miteinander verknüpft sind, sondern auch durch Verbalformen wie „schätzen“, „vorziehen“, „wählen“, „befehlen“ aus, die an den Anfang der Handlungsausdrücke („wollen, daß . . .“) gesetzt werden. Die Verbalformen hat Austin mit den performativen Aussagen, beispielsweise dem Versprechen, verglichen, in denen das Sprechen ein Tun ist. Diese Aussagen lassen sich durch besondere Kriterien identifizieren, wodurch sie sich von konstatierenden Aussagen abheben. Sie sind weder wahr noch falsch, sondern werden vielmehr unglücklichen Folgen (*infelicities*) unterworfen, wenn sie durch nichtqualifizierte Personen unter nichtautorisierten Umständen ausgesprochen werden: dann versagen oder mißlingen sie, oder sie sind leer und ungültig. Andererseits tun sie, was sie sagen: die Aussage „Ich verspreche“ ist tatsächlich ein Versprechen. Schließlich haben sie den Sinn von performativen Aussagen nur in Wendungen in der ersten Person Singular des Indikativ Präsens. Die Aussage „Ich verspreche“ ist das Ablegen eines Versprechens; die Aussage „Er verspricht“ ist hingegen die Feststellung, daß jemand eine Handlung vollzieht, die ein Versprechen ist. Das Interesse dieser Untersuchung für unsere Ermittlungen der Handlungsäußerung ist evident, denn die Absicht, deren besondere begriffliche Eigenschaft in der vorherigen Analyse hervortrat, ist als Absicht nur sinnvoll in einer Absichtserklärung („Ich habe die Absicht zu . . .“), die alle Züge der Ausführung trägt. Obschon die Absicht scheitern kann, eignet ihr dennoch die Eigentümlichkeit einer Handlung. Sinnvoll ist sie lediglich in der ersten Person Singular des Indikativ Präsens.

Das Interesse an einer Theorie des *speech-act* wächst überdies, sobald erkannt wird, daß sich der Unterschied zwischen der Ausführung und der Feststellung einem anderen Unterschied unterordnet, der alle Aussagen – auch die konstativen Äußerungen – umspannt. Diesen zweiten Unterschied führt Austin in den letzten Vorlesungen von *How to do Things with Words* ein: es ist der Unterschied zwischen (1.) lokutionären Akten, die den Inhalt eines Satzes aussagen, zum Beispiel „Pierre öffnet die Türe“; dies ist der Akt *des* Sprechens (of saying); – (2.) illokutionären Akten, die

das sind, was man im Sprechen tut (*in saying*), zum Beispiel „Ich stelle fest, ich befehle, ich wünsche, daß Pierre die Türe öffnet“; – (3.) schließlich perlokutionären Akten, die das sind, was man tut, indem man spricht (*by saying*), zum Beispiel „Indem ich befehle, jage ich einen Schrecken ein, schüchtere ich ein“. Während der illokutionäre Akt durch Anerkennung seiner Bedeutung durch einen Mitmenschen wirksam ist, wirkt der perlokutionäre Akt hingegen wie ein Stimulus, der eine Verhaltensreaktion hervorruft. Diese durch Austin bloß entworfene Architektur wurde mit größerer Meisterschaft durch John Searle in *Speech-Acts* weiter ausgebaut. An den lokutionären Akt, den er „propositionalen Akt“ zu nennen vorzieht, bindet Searle eine durch Strawson in *Individuals* aufgewiesene Doppelfunktion: einerseits den identifizierenden Bezug dessen, „worüber“ gesprochen wird, andererseits den prädikativen Akt, der den eigentlichen Sinn trägt, also das „Was“, das vom logischen Subjekt geäußert wird. Diese erste Schicht von *speech-acts* ist für die Theorie der Handlungsäußerung bereits von großer Tragweite, denn der identifizierende Bezug, und mehr noch die Prädikation, fungieren darin in spezifischer Weise: „Brutus hat Caesar getötet“ besitzt die Funktion eines zweifachen Arguments, denn die Handlung kann von dem einen genauso gut wie von dem anderen gesagt werden. Dieses Charakteristikum macht es erforderlich, die Handlung einer Satzkategorie einzugliedern, die mit derjenigen des Vergleiches („Pierre ist größer als Paul“) verwandt ist, wie A. Kenny in *Emotion, Action and Will* nachgewiesen hat. Doch ist es besonders die Ebene der illokutionären Akte, auf der sich die Handlungsäußerung von jeder anderen Äußerung unterscheidet. Die Wollung in ihrer Ähnlichkeit mit dem Befehl an einen Mitmenschen oder mit dem Versprechen sich selber gegenüber scheint sicherlich den psychologischen Aspekt einer Reihe illokutionärer Akte darzustellen, denen eine genau umschriebene sprachliche Struktur eignet. Der Vorteil der Sprachanalyse liegt nun darin, daß sie diese psychologische Bedingung (etwa den Wunsch oder den Glauben) mit der Ehrlichkeitsbedingung des Versprechens vergleichen und sie zu einer Regel eines Sprachspiels machen kann, dessen übrige Regeln noch entfaltet werden müssen. So entspricht der illokutionäre Akt der Absichtsäußerung einer bestimmten Satzstruktur: in ihr muß ein Handlungsverbium (nicht ein Zustandsverbium) vor-

kommen, in der Zukunft (nicht in der Vergangenheit), in jener Person, in der jemand seine Absicht äußert (nicht in der zweiten oder dritten Person wie im Falle des Wunsches oder des Befehls).

Damit ist die Grundlage für den Vergleich mit der Phänomenologie des Wollens genügend ausgebaut. Doch werde ich den Umkreis dieser Analysen nicht verlassen, ohne wiederum jene Fragen aufzuwerfen, die eine Rückbeziehung der linguistischen zur phänomenologischen Analyse anzeigen. Welches Prinzip befolgt Austin, wenn er die illokutionären Akte in fünf, sieben, zehn oder mehr Klassen einteilt? Worin liegt die Notwendigkeit der sprachlichen Unterschiede? In welcher Sprache *stellt* der Philosoph die Theorie der Sprache *her*?

C) Doch betrachten wir, zumal nur kurz, den dritten Aspekt der die Handlungsäußerung betreffenden Analysen. Sie gehen die *Argumentation* an, in der sich die Handlungsäußerung artikuliert.

Man kann die Notwendigkeit dieser neuen Überlegungen aus einer früheren Bemerkung ableiten. Ein wichtiger Aspekt der Absichtlichkeit einer Handlung ist der, daß eine Handlung in der Absicht zu . . . vollzogen wird. Das war, wie immerlich, eine der drei Bedeutungen des Wortes „Absicht“ nach E. Anscombe. Die Absicht nämlich, mit der (*with which*) etwas getan wird, weist auf eine andere Handlung hin, die durch eine syntaktische Verbindung von der Art „p tun, *damit* q“ an die vorangehende Handlung geknüpft wird. Tatsächlich enthält jede entfaltete Absicht, neben einem semantischen Kern („p tun“), eine syntaktische Artikulationsverbindung, durch die sie mit einer anderen Handlung verbunden wird. Man wird in einer isolierten Handlung schwerlich das Kriterium der Absicht ausmachen können. Dagegen konstituiert eine Kette von Handlungen ganz gewiß eine Absicht. Die Absicht ist dann die teleologische Form einer Kette von Mitteln und Zwecken, deren syntaktische Verbindung durch den sprachlichen Ausdruck dargestellt wird. So läuft die grammatikalische Analyse unmittelbar auf eine Reaktivierung des „praktischen Syllogismus“ des Aristoteles hinaus, der den syntaktischen und nicht bloß semantischen Charakter der Absicht kodifiziert und formalisiert hat². Doch wird auf diese Weise nicht nur der „prak-

² E. Anscombe unterstreicht in *Intention* die Tatsache, daß der praktische Syllogismus nicht zur Ethik, sondern zur Handlungstheorie im allgemeinen gehört: seine

tische Syllogismus“ wiedergefunden, sondern auch der gesamte *strategische* Aspekt der Handlung. Hier tritt nun die Analyse der normalen Sprache hinter eine halb-formale, dann völlig formalisierte Analyse dieser Syntaxen zurück. Mit der halb-formalen Analyse befindet man sich noch im Bereiche der normalen Sprache; – doch mit der formalen Analyse verläßt man ihn. Unter halb-formaler Analyse mögen hier jene Theorien der *Argumentation* verstanden werden (wie etwa jene von Perelman), die der Rhetorik mehr zu danken haben als der Logik. In ihnen ist die Formalisierung notwendigermaßen unvollständig, weil die Entscheidung selbst ein in der Überlegung vorausgesetzter Faktor ist. Hier spielt also die Überzeugung die Rolle des logischen Zwanges; ferner vermischt sich das Bemühen, andere zu beeinflussen, mit der Bemühung um eine Rechtfertigung des Handlungszusammenhanges. Die Argumentation bleibt also mit der Motivation verwoben, wodurch die letztere einen diskursiven Leitfaden erhält. Der Ausdruck „Handlungsäußerung“ findet hier seinen eigentlichen Sinn. Auch haben wir damit den Bereich der Analyse der normalen Sprache damit noch nicht vollauf verlassen. Anders steht es mit den mathematischen Entscheidungs- und Spieltheorien. Wohl untersucht man hier Strategien, die dem Ökonomen und Polemologen bekannt sind, doch werden keine wirklichen Situationen, keine wirklichen Konflikte und keine wirklichen Entscheidungen mehr betrachtet. Vielmehr geht man von „Modellen“ aus, die aus der formalen Theorie im mathematischen Sinne des Wortes hervorgegangen sind, d.h. von einer Sammlung von Theoremen, die aus einer Gruppe von Axiomen abgeleitet wurden. Hier ist die Entscheidungstheorie eine Anwendung des Kalküls auf die Konjunktur, nicht aber eine Reflexion auf tatsächliche Überlegungen, die einem tatsächlichen Verhalten eignen. Die Spieltheorie ist die bemerkenswerteste Form der Entscheidungstheorie, und zwar wegen der Funktion des durch die Strategie der Zufallsspiele zur Verfügung gestellten Modelles. Doch damit haben wir das Feld der Analyse der normalen Sprache verlassen.

Prämisse enthält nicht unbedingt die Aussage einer Norm, sondern lediglich den „Charakter der Wünschbarkeit“, d.h. ein ὁρεκτόν; über solche Wünschbarkeitscharaktere argumentiert man.

II. Teil

Wir gehen nun – das ist das eigentliche Ziel unseres Referates – an die Konfrontierung von Sprachanalyse und Phänomenologie heran. Es handelt sich darum, die jeweilige Ebene der Konvergenzen und Divergenzen auszumachen.

Wir haben eingangs die Gründe erwähnt, warum wir der linguistischen Betrachtungsweise den Vorzug gegenüber der phänomenologischen Betrachtungsweise gegeben haben: (1.) Die Sprachanalyse vermeidet alle Schwierigkeiten der Innenschau, mit anderen Worten, sie vermeidet die Berufung auf das lebendige Empfinden und auf die Intuition (wir haben die Kritik Wittgensteins an den privaten ostensiven Beschreibungen und die mögliche Erweiterung dieser Kritik auf die Phänomenologie als einer Modalität der „inneren Wahrnehmung“ in Erinnerung gerufen). All dem stellt die Sprachanalyse die Untersuchung öffentlicher Aussagen gegenüber, in denen sich die Erfahrung ausdrückt. (2.) Die Phänomenologie kommt, gerade weil sie glaubt, das Wesen auf der Grundlage des singulären Beispiels erfassen zu können, zum zweiten Male in die Verlegenheit eines Rückganges auf die Intuition, denn es geht ihr darum, das „Wesen“ anhand eines „singulären Beispiels“ zu *schauen*. Dem setzt die Sprachanalyse eine Untersuchung des Sinnes und der Bezüge zwischen Aussagen gegenüber.

Indes, sind mit diesen Einwänden die Quellen der Phänomenologie verschüttet?

Ich möchte zeigen, wie die Schwierigkeiten der Sprachanalyse ihrerseits auf die Phänomenologie verweisen, jedoch auf eine solche, die durch die Kritik der Sprachanalyse bereits berichtigt worden ist.

Wir erinnern zuerst an die Aporien der linguistischen Methode. Sie rühren von der Ohnmacht dieser Methode, auf sich selbst zu reflektieren und zu sagen, in welchem Sprachspiel nun über die normale Sprache gesprochen wird. Diese Unfähigkeit zur Selbstbesinnung demonstriert sich an der Unmöglichkeit eines Aufweises, daß die beschriebene Sprache etwas anderes als eine zufällige Sprachkonfiguration oder sogar eine idiomatische Besonderheit des Englischen ist.

Diese Schwierigkeit lastet nun sowohl auf der Analyse des begrifflichen Ausdrucks gemäß der ersten Methode wie auch auf der Analyse der illokutionären Akte gemäß der zweiten Methode. Dennoch scheint diese letztere für die systematische Ordnung der illokutionären Akte geeigneter zu sein; indes scheitert sie letztlich an der durch Wittgenstein zum Dogma erhobenen Unmöglichkeit einer Klassifizierung. Für Wittgenstein schloß bekanntlich die Familienähnlichkeit von zwei verschiedenen Sprachspielen jede Relation von Gattung und Art aus. Diese Schwierigkeit ist nun gerade die eines Überganges zum Transzendentalen. Kann ein solcher Übergang, den Strawson in *Individuals* für die „ursprünglichen Individuen“ (das sind, wie er sagt, die Körper und Personen in unserer Begriffsorganisation) vollzogen hat, auch für die die Handlungsäußerungen regelnden sprachlichen Kategorien, also auch für die Absicht und das Motiv, die Verantwortung und die Zuschreibung, den Befehl, das Warnen, das Wünschen, das Beobachten usw. erfolgen? Wie kann man sich vergewissern, daß die Sprachanalyse tatsächlich eine Begriffsanalyse und das *de facto* Zwingende einer sprachlichen Form auch *de jure* zwingend ist?

Neben diesen Aporien weisen auch andere Eigenschaften der Sprachanalyse auf die Phänomenologie zurück. So auch gerade das, was ihre größte Wirksamkeit ausmacht. Tatsächlich weicht die in ihr vorausgesetzte Konzeption der Sprache grundlegend von derjenigen des philosophischen Strukturalismus ab. Die Klärung der normalen Sprache ist keineswegs die Ergründung eines geschlossenen Systems, in welchem Wörter nur auf andere Wörter verweisen. Nichts ist der Sprachanalyse fremder als der Wahn der Geschlossenheit eines Zeichenuniversums. Gemäß Austins ausgezeichnetem Versuch *A plea for excuses* (und gemäß dem, was er vor einigen Jahren in Royaumont wiederholte), klären wir die Sprache nur um einer besseren Analyse der Erfahrung willen auf. Die Methode führt also von der Analyse der Aussage zur Analyse der Erfahrung. Deshalb hat Austin einmal gewagt, seine Methode als „Sprachphänomenologie“ zu bezeichnen (*A plea*, S. 130).

Nun stellt sich aber die Frage, ob die *Erlebnisse der Phänomenologie nicht das implizite und nicht thematisierte Bezeichnete der Analyse der normalen Sprache ist.*

Diese Hypothese wird durch die Tatsache bestätigt, daß die Sprachanalyse aus einer Reaktion gegen den logischen Atomis-

mus Russels und die Bildtheorie des frühen Wittgensteins hervor-
gegangen ist. Für die Philosophie des Ordinary Language kommt
es nicht in Frage, die Sprache gemäß axiomatischen Erfordernis-
sen einer „vollkommenen Sprache“ neu zu formulieren. Vielmehr
geht es ihr darum, sich in das Innere der normalen Sprache zu
versetzen, um aufzuweisen, was sie *als* normale Sprache wirklich
bedeutet und bezeichnet. Unter diesem Gesichtspunkt stellen
einerseits die *Philosophischen Untersuchungen* des späteren Witt-
gensteins, die Analysen von Austin, Hampshire und E. Anscombe
andererseits eine Revolution dar, die den Vergleich mit dem Werk
Husserls nicht zu scheuen braucht, der die beschreibende Wissen-
schaft des Erlebnisses gegen das Ideal mathematischer Definität
und Sättigung durchsetzte. Für meinen Teil möchte ich diese
entsprechenden Gegensätze – auf der Seite der analytischen Phi-
losophie zwischen der „vollkommenen“ und der normalen Spra-
che und auf derjenigen der Phänomenologie zwischen „exakten“
und „inexakten“ Wesen – Punkt um Punkt gelten lassen.

Noch radikaler ähnelt die analytische Philosophie der Phäno-
menologie nicht nur in dem, was sie ablehnt, sondern auch in
dem, was sie vollbringt. In beiden Fällen geht es nämlich um
Klärung, – um die Klärung von Aussagen oder von Wesen der
Erlebnisse. Wir werden später auf den Unterschied des jeweiligen
Klärungsbegriffes zurückkommen. Zuerst müssen wir auf die Ver-
wandtschaft des jeweiligen Klärungs-*Vollzuges* hinweisen. Klären
ist ein Unterscheiden, ein Feststellen, daß dies nicht jenes ist.
Klären ist das Aufstellen von Listen und Inventaren. Kurzum,
klären ist das Instituiere von Unterschieden. Die Phänomenolo-
gie ist insgesamt eine Kunst des Unterscheidens, also des Unter-
schiedes. Damit hebt sie sich von jeder dialektischen Konstruk-
tion ab, die eine Kunst der Übergänge und Zusammenhänge ist.
In diesem Sinn sind die Engländer und die Phänomenologen
gleichermaßen Gegner der dialektischen Methode; das bringt sie
einander näher. Wir stehen hier also einer Kunst des Unterschei-
dens, einer Technik der Klärung gegenüber, womit beide Unter-
nehmungen auf der gleichen Ebene des Sprechens stehen.

Ich will den Abstand zwischen beiden Bedeutungstheorien
nicht verkennen: in der einen bestimmt sich die Bedeutung durch
den Gebrauch, in der anderen durch eine Anschauung des Sinnes.
Doch der Rekurs auf den Gebrauch einerseits, auf die Intuition

andererseits, darf als Warnung vor gleichen Präentionen und Illusionen aufgefaßt werden, die auf der einen Seite „logisch vollkommene Sprache“, auf der anderen „*mathesis universalis*“ heißen.

Alle diese Umstände veranlassen uns, den Berührungspunkt beider Methoden mit Genauigkeit aufzusuchen.

Auf den ersten Blick scheint dieses Vorhaben zum Scheitern verurteilt zu sein: denn derjenige, der von der Sprachanalyse zur Phänomenologie kommt, wird darüber erstaunt sein, daß in dieser die linguistischen Fragen untergeordnet und scheinbar unwesentlich sind, gemessen an der Bedeutung der Erlebnisanalyse, die sich mehr um wesentliche Anschaulichkeit als um einen richtigen Sprachgebrauch kümmert.

Doch die prinzipielle Verschiedenheit – sofern sie richtig verstanden wird – bedeutet nicht, daß beide Strategien unvergleichbar sind. Wenn sich die Sprachanalyse nicht in der Geschlossenheit der Sprache einmauert, sondern für die Erfahrung empfänglich bleibt, so hat umgekehrt die beschreibende Eidetik sprachliche Implikationen, gerade weil sie eine Eidetik, keineswegs aber eine reflexive Koinzidenz ist, in welcher das bereits Erlebte bloß nachzuerleben wäre, ohne daß es gedacht und geäußert werden müßte.

Bemühen wir uns, das Schwergewicht des Unterschiedes zwischen der Phänomenologie und der Sprachanalyse richtig zu setzen!

Wir sagen zuerst: auch wenn das Erlebnis die durch die Sprache anderswo eingenommene Stellung beansprucht, so ist es dennoch kein bloßes Erfahren. Damit es den Rang eines zum „phänomenologischen Feld“ gehörenden Erlebnisses einnehmen kann, ist es an den vorhergehenden philosophischen Akt der Reduktion der natürlichen Einstellung gebunden. So ist das Erlebnis auch kein natürliches oder vollkommen natürliches Erleben: was ist es aber, wenn nicht das Reich des Sinnes, in welchem der Sinn auf einen anderen Sinn und auf das Bewußtsein verweist, damit es überhaupt Sinn gibt? Nun ist die Verschiebung des Blickes von der Weltthese zur These des Sinnes nicht ohne Bezug zu jener durch die analytische Philosophie vollzogenen Bewegung. Denn die analytische Philosophie macht klar, daß sie nicht die Tatsachen, sondern die Tatsachenerkenntnis bereichern will. Kann man sa-

gen, daß die Phänomenologie das thematisiert, was der Philosoph der Sprache unbemerkt oder unwissentlich tut? Diese Angleichung drängt sich noch mehr auf, wenn man die phänomenologische Reduktion – wie ich es glaube verantworten zu können – nicht als Verlust von irgendetwas, als Beseitigung einer ontologischen Dichte, sondern als Einnahme einer Distanz, als einen Akt der Differenz interpretiert, im Anschluß an den es nicht nur Sachen, sondern auch bezeichnende Zeichen gibt. Kurzum, wenn die phänomenologische Reduktion der Entstehung der symbolischen Funktion gleichkommt, so fundiert sie auch die Tätigkeit des analytischen Philosophen, der sich von den Tatsachen abwendet und den Aussagen zukehrt.

Man wird – nicht ohne Grund übrigens – sagen, daß die Wirkung hier und dort nicht die gleiche sei: der analytische Philosoph betrachtet Aussagen, der Phänomenologe Erlebnisse. Gewiß, ist aber das durch die phänomenologische Reduktion gewonnene Erlebnis etwas anderes als ein in höchstem Maße sagbarer Sinn? Es ist bemerkenswert, daß Husserl durch den Rückgriff auf das Erlebnis nie dazu gebracht wurde, das Unsagbare herauszustreichen. Von vornherein gibt sich das sogenannte „Residuum“ der phänomenologischen Reduktion als ein strukturiertes Feld, das sich durch eine eidetische Analyse, wie er sagte, erfassen läßt. Das erste Axiom des Phänomenologen kann, nachdem die Schwelle der Reduktion überschritten wird, so formuliert werden: jedes singuläre Ereignis hat sein Wesen, das in Wesensreinheit eingesehen werden kann und das als solches zum Anwendungsbereich einer möglichen eidetischen Wissenschaft gehören muß. Der eidetische Gehalt soll nicht nacherlebt, sondern ausgesagt werden. Die Distanznahme zur Welt ermöglicht die Aufgabe, die Wesen und ihre Zusammenhänge zu unterscheiden. Dieser Begriff des eidetischen Gehaltes veranlaßt die Phänomenologie zu sprachlichen Betrachtungen; – doch nur indem sie diese Betrachtung zuerst durch einen Akt der Reduktion, anschließend durch einen solchen der Wesenseinsicht begründet. Die ursprüngliche Sagbarkeit des Erlebnisses ist es, die eine Theorie der Aussagen ermöglicht. Meines Erachtens muß diese These hier an die Stelle der unglücklichen Bildtheorie und der Definition der Bedeutung durch den Gebrauch treten, die nie die Bestimmung der Richtigkeit eines Gebrauches gestatten wird.

Deshalb operiert die Phänomenologie auf einer anderen strategischen Ebene als die Sprachanalyse; diese will Aussagen klären, jene will die Wesenserfassung selbst klären. Husserl verkennt die Zweideutigkeiten der Sprache nicht, doch scheinen sie ihm weniger nachteilig zu erscheinen als der Mangel an Klarheit, der mit dem „Wie der Gegebenheit“ zusammenhängt. Es gäbe kein Wahrheitsproblem, wären die Sachen nicht durch verschiedene Stufen der Nähe und Ferne gegeben, die auf ihre Gegebenheitsweisen abfärben. So geht es Husserl nicht nur um eine Frage der Sprache, sondern auch um eine solche des Blickes, wenn man so sagen darf. Das Gewicht, das die Engländer der Sprache beimessen, wird hier den Akten der Wesenserfassung gegeben. Die gesamte Taktik des singulären Beispiels und der imaginativen Variation läuft auf einen Kampf um die Nähe hinaus.

Schließlich nähert sich Husserl den Analytikern durch die oben erwähnte Überzeugung, wonach die Klärung keine mathematischen Wesen im Sinne der Definitheit und Sättigung der Hilbertschen Mathematik hervorzubringen vermag. Die deskriptive Eidetik des Erlebnisses ist keine mathematische Eidetik. Sie ist eine „strenge Eidetik“, indem sie versucht, solche Einsichten zu gewinnen, die zum „inexakten Wesen“ gehören. Gerade dadurch ist die Husserlsche Disziplin einer deskriptiven Eidetik mit der Analyse der normalen Sprache verwandt.

Doch ist das nicht alles; ich bin versucht, die Verwandtschaft beider Betrachtungsweisen noch stärker hervorzuheben.

Warum sagt Husserl, daß das Erlebnis strukturiert, sinnvoll und sagbar sei? Weil es ein intentionales ist und weil es fortzu die Möglichkeit gibt, den Sinn eines Erlebnisses anhand der gegenständlichen Vermeintheit zu explizieren. Ich fände es gut, wenn man das zentrale Thema der Phänomenologie – nämlich: daß jedes Bewußtsein ein Bewußtsein von ... ist (und das ist eine große Banalität) – und die Methode der Phänomenologie – nämlich: daß es eine eidetisch beschreibende Wissenschaft gibt – nicht auseinanderreißen würde. Wenn es nämlich Äußerungen über die Erlebnisse geben kann, dann nur deshalb, weil diese ein Beziehungsgefüge besitzen und sowohl die Differenz wie auch die Beziehung des Transzendenten zum Transzendentalen zum Vorschein bringen. Geht man davon aus, dann gibt es sowohl ein Erleben wie auch ein Denkbare. Die Sätze, daß die Phänomenologie

eine eidetisch beschreibende Wissenschaft ist, einerseits, und daß sie von der Intentionalität handelt, andererseits, sagen das gleiche. Man kann nämlich nur sagen, was das Bewußtsein erlebt, wenn man sagt, was es *vermeint*. So wird es möglich, das *cogito* durch die *cogitatio* und die *cogitatio* durch das *cogitatum* zu äußern, wobei Husserl das letzte auch Gegenständlichkeit oder Noema nennt und der Noese als Bewußtseinsfeld, worin und wofür etwas einen Sinn hat, gegenüberstellt.

Diese Konzeption bildet die Grundlage, auf der jede Auseinandersetzung mit der analytischen Sprachphilosophie gründet. Was man nämlich den Aussagen, mit denen die linguistische Analyse arbeitet, gegenüberstellen muß, ist nicht das Erlebnis des Phänomenologen; oder, um genauer zu sein, den Aussagen ist das Erlebnis in seinem noematischen Gehalt (in seinem Gehalt als Noema und als Objektität) gegenüberzustellen. So wäre es fruchtlos, eine Theorie des Erlebnisses gegen eine Theorie der Aussage auszuspielen. Eine fruchtbare Konfrontation ist erst möglich, wenn die eidetisch beschreibende Wissenschaft auf den Sachverhalt des Noema zentriert ist. Die Wissenschaft des Erlebnisses ist eine Wissenschaft der Noemata. Nun bewirkt das Noema prinzipiell die Sagbarkeit des Erlebnisses; auch spricht ja Husserl manchmal von „noematischen Aussagen“. Am Ende einer Reihe von Implikationen – Reduktion, Erlebnis, Wesen des Erlebnisses, Intentionalität des Erlebnisses, Noema des Erlebnisses – erreicht Husserl den Ausgangspunkt der analytischen Philosophie, nämlich die Ebene der Aussage. Husserl endet dort, wo Austin und die anderen anfangen. Deshalb sind die Aussagen für ihn bloß „Ausdrücke“, d.h. eine zusätzliche Schicht des an das Noema gebundenen Sinnes.

III. Teil. Pfänders Phänomenologie des Wollens

Nun muß ich noch darlegen, wie diese Art von „Sprachphänomenologie“, die aus der Verbindung zwischen der Aussagenanalyse der *linguistic analysis* und der eidetischen Analyse der „noematischen Gehalte“ hervorgeht, der Phänomenologie des Wollens von Pfänder gerecht werden kann.

Pfänder hat seine Phänomenologie des Wollens verfaßt, bevor Husserl die Grundlagen einer deskriptiven Forschung gelegt hat-

te. Man darf von ihm deshalb nicht das abverlangen, was man vom Husserl der *Logischen Untersuchungen* und besonders der *Ideen I* erwartet. Hingegen darf man von Pfänder gerade das erhoffen, was bei Husserl fehlt, nämlich: die Beschreibung des Wollens in einer unmittelbaren Erfassung des Wollensphänomens. Es ist übrigens bemerkenswert, daß Husserl die affektiven, axiologischen und Willensphänomene jeweils nur als „Schicht“ von Erlebnissen behandelt hat, die auf der Grundlage von objektivierenden Akten aufgebaut sind. Seine, Husserls, Phänomenologie ist vornehmlich eine Phänomenologie der Wahrnehmung, des Sehens im engeren Sinne des sinnlichen oder im weiteren Sinne des intellektuellen Sehens. Pfänder hingegen zielt direkt auf das, was er „das Bewußtsein des Wollens im allgemeinen Sinn“ genannt hat, das nichts anderes ist als ein „Wünschen, Hoffen, Sehen, Verlangen, Fürchten, Verabscheuen usw.“ umfassendes „Bewußtsein des Strebens“. Pfänder analysiert dieses Bewußtsein des Strebens dadurch, daß er sich der Vorstellung des Korrelates desselben, dem „Erstrebten“, zuwendet. Damit antizipiert er Husserls Noesis-Noema-Korrelation. Diese Untersuchung der gegenständlichen Bewußtseinsinhalte bringt ihn seinerseits dazu, die Beziehung des Ichs zu seinen Bewußtseinsinhalten zu enthüllen. Im Innern dieser Beziehung des Ich zu einem Etwas isoliert er das „Meinen“ oder „die Beziehung des Ich auf etwas Nicht-Gegenwärtiges“. Demgemäß wird das „Vorstellen“ (das für Husserl ein vorgängiger objektivierender Akt ist) als ein Bestandteil des „Gemeinten des Strebens“ erfaßt. Genauer: im „Gemeinten des Strebens“ wird Pfänder zufolge das Vorgestellte erfaßt. Das Nicht-Gegenwärtige wird also von vornherein als ein Gegenüber des Strebens (und nicht nur der gegenständlichen Akte wie der Wahrnehmung und Vorstellung) in seiner ganzen Sinnesfülle erreicht, und auch die zeitlichen Aspekte der Vergangenheit und Zukunft können unmittelbar am Korrelat des Strebens abgelesen werden. Was nun die auf diese Weise im „Gemeinten des Strebens“ eingehüllte Vorstellung angeht, so wird sie als „Zielvorstellung“ auf der Grundlage des in ihr vermeinten Sinnes beschrieben. Die Relation zu Lust/Unlust wird ihrerseits aufgrund wesentlicher Momente ausgewiesen, durch die jene Zielvorstellung gebildet wird: Zielvorstellung und vorgestellte Lust stehen im Inneren des Meinens, welches das Streben kennzeichnet, in einem

gegenseitigen Bezug. Das gleiche gilt für den Bezug von Streben und Widerstreben: er gehört selbst zum eigentlichen Sinn des Strebens.

Durch eine Einschränkung des Sinnes leitet Pfänder nun vom Streben zum „Wollen im engeren Sinne“ über. Der wesentliche Unterschied liegt im Glauben an die Möglichkeit „der Verwirklichung des Erstrebten durch eigenes Tun“; so bildet sich zwischen dem „Bewußtsein davon“ und dem „Glauben an“ (die Möglichkeit oder Unmöglichkeit) zugleich eine Verbindung wie auch ein Unterschied. Der Glaube, daß ich durch eigenes Tun das Erstrebte verwirklichen kann, macht den Unterschied zwischen dem Wollen und dem bloß Gewünschten aus.

Auf der Basis dieses fundamentalen Verhältnisses von Streben und Glauben baut Pfänder den Bezug zwischen Zweck und Mitteln auf, der die Beschreibung des wichtigen Motivationsbegriffes erlaubt. Dieser Begriff wird im Versuch von 1911 genauer behandelt werden. Dank der jeweiligen Zugehörigkeit entweder zur Sphäre des Strebens oder zu derjenigen des Wollens kann Motiv von Ursache unterschieden werden. 1911 wird Pfänder festhalten, „daß der Willensgrund ebenso streng wie etwa der Erkenntnisgrund von der Ursache zu scheiden ist, daß die Begründung des Wollens etwas völlig anderes ist als die Verursachung des Wollens und daß man daher beides gedanklich wohl auseinanderhalten muß“. Damals wurde es Pfänder bewußt, daß er keine „Psychologie“, sondern vielmehr „eine der Logik analoge Lehre von den Voluntarien“ zu entwickeln im Begriffe war. Zum Abschluß will ich auf den epistemologischen Status dieser Lehre von den Voluntarien reflektieren und ihren zweifachen Bezug einerseits zur Sprachanalyse, andererseits zur Husserlschen Phänomenologie aufweisen.

Man kann sich zunächst fragen, ob diese „Lehre“, die für das Wollen das wäre, was die Logik für das Erkennen ist, der mit Willensäußerungen sich befassenden Sprachanalyse etwas zu verdanken hat. Pfänder scheint diese Frage zu bejahen; der Willensakt, sagt er, „kommt sprachlich zum Ausdruck in Sätzen von der Form: ‚ich will P‘ und ‚ich will nicht P‘“ (S. 134). Diese Sätze sind „Vorsätze“, in denen die „eigentümliche praktische Vorsetzung“ (S. 135) ausgedrückt wird. Die Analysen des Willensaktes können und müssen durch den linguistischen Raster hindurch-

gehen. Man kann heute folgende Definition Pfänders in einem implizit linguistischen Sinne verstehen: „Der Willensakt ist also ein mit einer bestimmten Willensmeinung erfüllter praktischer Vorsetzungsakt, der vom Ich-Zentrum ausgeht und bis zum Ich selbst vordringt, dieses selbst zu einem bestimmten zukünftigen Verhalten bestimmt“. Alles, was durch die Analyse der illokutionären Akte belegt wurde, bestätigt genau die Definition Pfänders.

Auch wird die Beziehung von Wollen und Motiv in einem sprachanalytischen Ansatz thematisiert, der demjenigen E. Anscombes, Hampshires und A. I. Meldens gleicht. Der Bezug zwischen dem Wollen und dem, „was ihm vorangeht“, teilt sich in zwei Momente auf: „Bestimmung durch Motive“ einerseits, „Verleitung durch Strebungen“ (S. 144) andererseits. Dem ersten entspricht die Idee eines „Willensgrundes“; dem zweiten die Idee einer „Ursache“. Nun findet sich dieser Unterschied zuerst in der Sprache selbst. Unter diesem Gesichtspunkt ist das Vokabular Pfänders („das geistige Hinhören auf Forderungen“, – „Anerkennung und Billigung“, – „die Stützung auf den Grund“, – „gründen“, „stützen“ und „eduzieren“, – „sich darauf rückstützend“, – „sich stützen auf etwas“ [S. 141–142]) für die Sprachanalyse von größter Relevanz. Die Sprache zeigt sich hiermit als Wahrung des Unterschiedes zwischen der Motivation und den anderen Beziehungen: auf der einen Seite findet sich „die Stellung von praktischen Forderungen“, auf der anderen „die Erregung von Strebungen“. Das Vokabular der ersten deckt sich nicht mit demjenigen der zweiten. So steht den oben genannten Wendungen eine Reihe von anderen gegenüber: „wirken“ vs. „hinweisen“, – „erleiden“ vs. „vernehmen“, – „bewirken“ vs. „motivieren“, – „Seelenleib“ vs. „Seelengeist“, – „bezwungen“ vs. „geistiges Gehör“. Und so bleibt die Sprache ein Leitfaden, wenn behauptet wird, daß „durch Motive bestimmt sein“ etwas ganz anderes sei als durch „Anreize“ „angezogen“ oder „abgestoßen“ werden.

Während die Pfändersche Analyse unsere erste Arbeitshypothese stützt, wonach jede Phänomenologie sprachanalytisch ist, insofern als sie durch die Unterscheidungen der normalen Sprache geleitet wird, bestätigt sich auch die zweite Hypothese, wonach die Sprachanalyse nicht durch sich selbst, sondern nur durch eine Analyse der noematischen Gehalte des Bewußtseins begründet werden kann. Gewiß, Pfänder hat nicht die transzendentalen

Voraussetzungen dieser Analyse ausgearbeitet, doch hat er später die Epoché – als Außer-Aktion-Setzung des Glaubens – immerhin als einen wesentlichen Schritt der phänomenologischen Betrachtungsweise anerkannt (vgl. hierzu die Bemerkungen über die Stellung Pfänders in der phänomenologischen Bewegung in Spiegelbergs Einleitung zur englischen Übersetzung *Phenomenology of Willing and Motivation*, S. XIX).

Auch hat er die Tragweite der Husserlschen Phänomenologie zuerst nicht nur geahnt, sondern später auch anerkannt. Indem er direkt zum Streben und Wollen vordringt, ohne den Umweg über die „objektivierenden Akte“ zu machen, hat er den Begriff des Aktes selbst thematisiert, den Husserl wegen des Primates der Wahrnehmung und des Sehens in der Theorie der Intentionalität nur schwer in seiner ganzen Breite erkennen konnte. Hier scheint mir der wichtigste Dienst zu liegen, den eine Lektüre dieser Art von Archäo-Phänomenologie in der heutigen Zeit der nachhusserlschen Phänomenologie zu leisten vermag: sie hilft, den durch das Modell der Wahrnehmung abgesteckten Rahmen zu sprengen. Tatsächlich kann die Erweiterung der phänomenologischen Methode auf das Fühlen und Wollen jene Entwicklung berichtigen, in der die Phänomenologie, geleitet vom Paradigma des Sehens und von der Metapher des Lichts, mehr und mehr zu einem Idealismus neukantianischer Prägung strebte. Wenn eine lichte Welt einer Welt ohne Widerständigkeit – und in diesem Sinne einer idealen Welt – gleichkommt, dann ist eine „schwere“ Welt notwendigermaßen realer, wirklicher, von einer Wirklichkeit, für die Existieren Widerstehen ist. Es ist keineswegs paradox zu sagen, daß Pfänder einer Rechtfertigung einer „harten“ Welt umso näher kommt, als er sich unmittelbar auf das Streben und Wollen des Bewußtseins richtet. Einem cogito, das „Sehen“ ist, entspricht eine Welt, die sich in einem ungreifbaren Schauspiel zerstreut. Einem cogito aber, das Tun ist, entspricht eine Welt, die sowohl Hindernis wie auch Weg ist.

Wenn man heute Pfänder wieder liest, so entdeckt man, daß seine Größe darin lag, durch eine Phänomenologie des Wollens und der Motivation unmittelbar den Handlungskern erfaßt zu haben, durch den ein bewußtes Subjekt zu einem verantwortlichen wird.

Autorisierte Übersetzung von Alexandre Métraux